

Zeitschrift für Medizinische Psychologie

Heft 2/1999

Liebe Leser,

Gemessen an Ausstattung und Unterrichtsverpflichtungen gehört die Medizinische Psychologie eher zu den kleineren Fachgebieten in den medizinischen Fakultäten. Trotzdem wird die Identitätsfindung dieses noch relativ jungen Faches durch die Heterogenität seiner Inhalte erschwert. Die Lehrstühle sind etwa je zur Hälfte in der Vorklinik und in der Klinik etabliert. Schwerpunkte der Grundlagenforschung der Medizinischen Psychologie sind zum Beispiel Psychoneurobiologie, Psychoendokrinologie und Psychoimmunologie. Die Angewandte Medizinpsychologie befaßt sich unter anderem mit onkologischen, dermatologischen, transplantationsmedizinischen, zahnmedizinischen Fragen und übergeordneten Themenbereichen wie Krankheitsbewältigung, Lebensqualität, ärztliche Gesprächsführung, Tod und Sterben oder Psychotraumatologie. Diese Ausdifferenzierung hat sich durch Gründung zahlreicher Arbeitskreise innerhalb der Fachgesellschaft manifestiert.

Für die Herausgabe einer Fachzeitschrift für Medizinische Psychologie ist die Vielfalt nicht unproblematisch. Versucht man, sie einzugrenzen, um die Zeitschrift inhaltlich homogener zu gestalten, so grenzt man eine Vielzahl möglicher Interessenten aus. Trägt man der Vielfalt in vollem Umfang Rechnung, so besteht die Gefahr, dass jeder potentielle Leser nur einen sehr begrenzten Teil des Spektrums seiner Interessen wiederfindet. Die Heraus-

geber haben sich in der Vergangenheit bemüht, diesem Widerspruch dadurch Rechnung zu tragen, daß die meisten Einzelhefte inhaltlich möglichst homogen gestaltet wurden, wobei die Themenschwerpunkte jedoch regelmäßig wechselten. In regelmäßigen Abständen wurden auch spezielle Themenhefte herausgegeben.

Die inhaltliche Vielfalt ist jedoch nicht nur Problem, sondern auch Chance für dieses Fach. Es verfügt damit über bessere Voraussetzungen als manch traditionelles Fach in der Medizin, eine Vorreiterrolle bei der Neugestaltung von Studieninhalten zu übernehmen. Im Gegensatz zu anderen Fächern ist die Medizinische Psychologie kein spezielles, eng umrissenes Teilgebiet eines Fächerkanons. Das Fach verfügt über beste Voraussetzungen für eine fächerübergreifende eher krankheitsorientierte Ausrichtung in Lehre und Forschung. Es könnte daher eine Vorreiterrolle bei der inhaltlichen und strukturellen Vernetzung der Fächer im Sinne einer neuen Ausbildungs- und Approbationsordnung übernehmen, die unter anderem auch auf eine stärkere Vernetzung von klinischer und vorklinischer Ausbildung ausgerichtet sein soll. In den Vorüberlegungen für einen neuen Gegenstandskatalog wird derartigen Erwägungen durchaus Rechnung getragen.

Das hier vorliegende Heft enthält ausschließlich Beiträge zur Angewandten

Medizinpsychologie und demonstriert damit die Interdisziplinarität seiner Forschungsansätze. Mit chronisch Kranken, in diesem Fall mit Kindern, befaßt sich die Untersuchung von Heinrich Tröster, der der Frage nachgeht, welche Belastungen sich für Mütter anfallskranker Kinder ergeben. Andrea Hartwig und Mitarbeiter untersuchen die Frage, ob Klinische Psychologinnen und Psychologen erfolgreicher sind als Ärzte, Ärztinnen und ihre Mitarbeiterinnen, wenn es um die Veränderung der Lebensgewohnheiten chronisch Kranker (hier Typ-II-Diabetiker) geht. Einen im Prinzip ähnlichen Ansatz der Patientenschulung verfolgt Gerd Kaluza mit seinem Programm zur Stress-Bewältigung, dessen präventive Wirkung er untersucht. Gemeinsam ist allen Themen, daß sich die Untersuchungen nicht auf psychisch Kranke beziehen, sondern auf Patienten, die Probleme mit ihren körperlichen Beschwerden haben.

Florian Gläß und Mitarbeiter greifen erneut eine Fragestellung auf, mit der sich Medizinpsychologen seit Jahrzehnten in regelmäßigen Abständen befassen. Sie untersuchen die Frage, was Ärzte und Patienten voneinander halten, und kommen zu Erkenntnissen, die für beide Seiten durchaus ein wenig desillusionierend sein können.

Jürgen Neuser
Uwe Tewes